Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 32 — Sonntag den 12 August — 1906

Goldlenchen.

(12. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Das Opfer, das sie brachte, wollte Claudine mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden moralischen Kraft bringen, es genügte ihr nicht, schweigend einem Glücke zu entsagen, das sie sich geträumt hatte, sie wollte auf den Trümmern ihrer eigenen Glückseligkeit die seinige erblühen lassen, eine Wunderblume, die sie mit ihrem Herzblute tränkte. Es sollte ihr Trost, ihr Lohn sein, Edles und Schönes zu stiften, scheinbar Unmögliches möglich zu machen. Unter solchen Gedanken und Kombinationen war sie bis vor das Haus gekommen, das man ihr im Ausstellungsbureau bezeichnet hatte. Es war ein alter Palazzo auf der breiten und vornehmen Via Rivoli, eines jener altrömischen Prunkgebäude aus längstvergangener Zeit, das einst irgend einem vornehmen Geschlechte gehört, das goldene Tage der Pracht und Üppigkeit gesehen haben mochte, bis es allmählich im Laufe der Jahrhunderte in Privatbesitz gekommen und zum einfachen Mietshause heruntergesunken war.

Noch führte es zwar den pomphaften Titel „Palazzo“, noch blickten von seinem Portal die stolzen Löwen über dem verwitterten Grafenwappen geringschätzig herab auf die „Plebejer“, die durch das hohe Tor ein- und ausgingen, aber längst waren die edlen Patrizier gestorben und verdorben, von neuen Generationen vergessen, die einst diese Hallen und Höfe durchwandert.

Claudine fragte auf der Treppe nach Helene und erfuhr, daß die Signora im zweiten Stock wohne, schon seit vier Monaten.

Sie zog droben die Klingel.

Ein junges, für italienische Verhältnisse ziemlich sauberes Dienstmädchen öffnete und führte sie in einen kleinen ungemein originell ausgestatteten Salon, der als allgemeines Empfangszimmer zu dienen schien. Auf dem ersten Blick sah man hier, wie in all diesen römischen Chambres garnis, das Bestreben aus Nichts Etwas machen zu wollen und die Dürftigkeit mit flitterhafter Scheineleganz zu maskieren. Chinesische, billige Papierartikel in verschwenderischer Fülle aber malerischer Verwendung, wohlfeile Dekorationsstoffe, aber ungemein graziös gerafft und wertlose Nippes auf Ständern und Etageren, die sämtlich auf verschiedenen Auktionen zu verschiedenen Zeiten zusammengetragen schienen. Trotz all der fadenscheinigen Eleganz machte jedoch der ganze Raum den Eindruck des Behaglichen, und man sah, daß die Pension offenbar zu den vornehmeren und luxuriöseren gehörte.

Einige Augenblicke später öffnete sich die Portiere der gegenüberliegenden Tür, und eine junge, blasse Person trat mit etwas schleppendem Gang ins Zimmer, ein zierliches Geschöpf, in dem Claudine nimmermehr das lebensfrische Lenchen von einst erkannt haben würde, wenn nicht dieselben goldroten dichten Haarwellen das blasse Haupt bekrönt hätten, die sie einst so oft bewundert, wenn das nicht noch dieselben großen dunklen Augen gewesen wären, die sich mit verwundert fragenden Ausdruck auf den unerwarteten Besuch richteten. — Es war wirklich Helene, aber doch eine andere, eine ganz andere als sonst, die ihr hier gegenüberstand.

Claudine tat einen Schritt auf sie zu und streckte ihr, einem unwiderstehlichem Impuls tiefen Mitleids folgend, die Hand entgegen.

„Ich weiß nicht, Helene,“ lächelte sie, „ob Sie sich meiner aus Deutschland noch erinnern und erinnern — wollen?! — Aber es ist ja wohl noch nicht so lange her, daß — —“

„Baronin?!“ rief Helene, und ein beispielloses Erschrecken zitterte aus dem einen Wort. „Ist es denn möglich?! — Sie! — Sie kommen zu mir, Sie suchen mich auf, die Sie doch von Grund ihrer Seele verachten müssen?!“

Dabei erbleichte ihr Gesicht noch mehr, die Schatten unter ihren Augen schienen mehr als je dunkel und tief, und ein leichtes Zittern überlief ihre ganze schlanke Gestalt, als sie sich schwankend an einen der Sessel stützte.

„Sie irren sich, Helene, in mir, wenn Sie mich so beurteilen,“ antwortete Claudine ruhig und freundlich. „Wenn ich von Ihnen so schlecht dächte, wie Sie glauben, so wäre ich nicht gekommen, Sie hier aufzusuchen. Ich verurteile niemanden, und richte nicht nach dem Schein, dazu bin ich Gott sei Dank eine zu objektive Natur. Sie werden anders denken, wenn ich nach unserer Unterredung von Ihnen Abschied nehme. Glauben Sie mir! Und vor allen Dingen, vertrauen Sie mir wie jemandem, der es von Herzen gut meint mit Ihnen und mit noch jemandem!“

Mittlerweile hatte Lenchen ihre Fassung wiedergefunden, sie richtete sich fest auf in plötzlichem Entschluß und trat dicht zu der Baronin heran, ihre beiden Hände fassend.

„Ich danke Ihnen, gnädigste Frau,“ sagte sie warm und ein unendlich weicher Ton, den Claudine nie an dem trotzigen Mädchen gehört hatte, klang aus ihrer Stimme. „Ich danke Ihnen tausendmal für das, was Sie mir sagen. Es ist seit langer, langer Zeit das erste Mal, daß ein menschliches Wesen lieb und ehrlich zu mir spricht. Und deshalb will auch ich ehrlich und offen zu Ihnen sein, als wenn ich die letzte Beichte abzulegen hätte. Vielleicht erteilt Ihr Herz mir Absolution. Ich darf Ihnen frei in die Augen schauen, frei und reinen Gewissens, denn ich fühle mich heute noch schuldlos vor mir selbst, wie damals, als ich heimatlos in Nacht und Nebel hinausirrte, ohne Aussichten, ohne Hoffnungen, ja was noch schlimmer war — ohne Mittel. Nach meiner Heimat konnte ich mich nicht mehr wenden, denn von dort war ich einem Phantom nachgejagt, hatte alles hinter mir gelassen, was mir bis dahin lieb und teuer gewesen. Dorthin zurückzukehren als eine Schuldbeladene, als eine Bereuende — eher wäre ich gestorben! — Nein, Richard gab mich frei, — vogelfrei stieß er mich hinaus, weil er an eine Schuld glaubte, die ich nicht beging. Sagen Sie selbst, gnädigste Frau, von Ihrem objektiven Standpunkte aus, hatte ich von diesem Augenblick an das traurige Recht, über mich und mein Leben frei und rücksichtslos auf andere zu verfügen? — Ja oder nein?!“

„Ich kann es nicht leugnen, Helene, wenn Sie so fragen,“ antwortete Claudine leise.

„Nun gut! Aber ich tat es nicht! Ich tat es nicht in dem Sinne, wie Sie, wie Richard und die Welt es glauben mögen. Ich bin mir selbst treu geblieben in allen Stürmen und Wettern, die über mich hingebraust sind seit jener schrecklichen Stunde, wo ich in albernem Trotz eine Torheit, aber keine Schlechtigkeit beging.

Ich bin mir selbst treu geblieben, wie ich Richard treu war trotz aller dummen Streiche, die ich damals beging! Lag denn die Schuld an mir! Richard wußte ja nur zu genau, welchen Maßstab er an meine Bildung, an meine Erziehung legen durfte. Er wußte ebenso gut, daß ich in seinen Händen weiches Wachs war, daß er mich übernahm als bildungsfähigstes Geschöpf von der Welt, wenn er sich die Mühe dazu gegeben hätte, statt in weichlicher Verliebtheit anfänglich allen meinen Launen nachzugeben, bis ich es schließlich als etwas Selbstverständliches forderte. Und da — als es zu spät war, versuchte er eine Autorität über mich geltend zu machen, die ich nur als Laune, als Lieblosigkeit empfand, empfinden konnte. Ich war ja das Produkt seiner Erziehung, und er ganz allein trägt die Schuld, wenn ich heute das unglücklichste Geschöpf bin unter der Sonne!“

Claudine zögerte einen Moment, bevor sie mit einiger Verlegenheit fragte: „Aber wie kamen Sie dazu, dann zu handeln, wie Sie es taten, mit einem anderen in die Welt hineinzureisen und jeder Verleumdung Recht zu geben, jeden Zweifel gegen Sie zu bestärken?“

„Das will ich Ihnen sagen, gnädigste Frau,“ antwortete Lenchen ruhig und langsam, und heiße Tränen schimmerten dabei in ihren Augen: „Wissen Sie wohl, Frau Baronin, was — Hunger ist?! Nein, Sie wissen es nicht, Sie können es nicht wissen, was dieser hohläugige Dämon aus einem Menschen machen, auf welch abenteuerliche wahnsinnige Ideen er ein armes Geschöpf treiben kann. Richard gab mich auf, stieß mich, ohne mich gehört zu haben, hinaus auf die Straße, und sandte mir, wie einer überlästigen Bettlerin, eine Geldsumme, um sein Gewissen zu beruhigen! Ich wäre lieber gestorben, ehe ich das Geld

jemals berührt hätte, lieber verhungert und elendiglich zu grunde gegangen. Aber ich wollte mich an ihm rächen, der mich leicht und mühelos aufgegeben hatte, ich wollte ihn treffen an der Stelle, wo ich ihn am verwundbarsten wußte, und deshalb reiste ich mit seinem Freunde in die Welt! Er sollte es wissen, er mußte es erfahren, daß ich nicht zu grunde gegangen war an dem Schlag, den er gegen mein Herz gerichtet, daß das Urteil der Welt und das seinige mir gleichgültig geworden waren von dem Augenblick an, wo er mich ungehört verdammte!"—

Einen Moment schwieg Claudine betroffen, dann fragte sie leise: „Also liebten Sie den Grafen nicht? — Und dennoch —"

„Was — dennoch?" wiederholte Helene, sich aufrichtend mit funkelnden Augen und zuckenden Lippen. Es war, als ob die ganze dämonische Wildheit ihres Wesens gewaltsam zum Durchbruch käme, als ob sich gerade dieser stolzen reinen Frau gegenüber ihr geheimstes Innerstes entladen und entlasten müßte! „Sie, Baronin, sollen mich kennen, Sie sollen alles von mir hören, gleichviel, ob Sie mir glauben oder nicht. — Ich habe nichts zu bereuen, gnädigste Frau! Das ist meine einzige Antwort auf Ihre so erstaunte Frage — denn ich habe nicht den Schatten eines Unrechts begangen. Der Herr Graf, der treueste Freund meines Verlobten, hatte mir so oft in so beredten Worten seine selbstlose Freundschaft zugesichert, daß er sichs gefallen lassen mußte, als ich ihn in ernster Not, in grenzenloser Verzweiflung beim Worte nahm. Ich haßte damals das ganze, maßlos arrogante Geschlecht, und es handelte sich lediglich für mich um ein — Mittel zum Zweck. Ich kannte den selbstlosen Herrn Grafen, den aufopferungsfähigen Freund, und wußte genau, daß diese vornehme Reserve eines Tages ins Gegenteil umschlagen würde. Deshalb mußte ich mich seines Herzens, seiner Leidenschaft versichern und das gelang mir, glänzender, als ich dachte, dadurch, daß ich vom ersten Tage ab eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und mir auftürmte: meinen starren Trotz, meinen zügellosen Eigensinn, gegen den der verliebte Mann wehrlos war, wie ein unmündiger Knabe. Ich hatte nur ein Ziel, einen Plan, der wie eine fixe Idee sich in meinem Hirn einnistete, ich wollte sein Weib werden, nicht aus Liebe, nicht aus Berechnung — nein, nur um ihn zu kränken, über ihn zu triumphieren, der mich verlassen hatte. Was der Herr Graf auch tat — keinen

Christliche Römerin im Gebet. Nach dem Gemälde von M. Nonnenbruch. (Siehe Seite 8.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Fuß breit rückte er vor auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte. Ich wußte Richard in Italien, ich ließ mich von Schomberg nach Rom führen, und solange fuhr ich täglich zur Korsofahrt über der Monte Pincio spazieren an Schombergs Seite — bis ich Richard endlich traf, bis ich ihn endlich sah, den verzweifelten Blick, den er mir nachsandte! — An jenem Tage habe ich zum ersten Male wieder gelacht, denn zum ersten Male empfand ich ein Gefühl innerer Befriedigung nach qualvollem Leid!"

„Und wissen Sie auch Helene," antwortete Claudine mit ernster Betonung, „daß jene Begegnung Richard das Leben kosten konnte, daß er von jenem Tage an monatelang im Krankenhause gelegen?"

Helene erbleichte für einen Moment, was dem Auge der Baronin nicht entging, sah flüchtig zu Boden und sagte dann, indem sie finster die Brauen zusammenzog: „Dann hat also auch er durchgemacht, was ich ertrug, als ich in Elend und Verzweiflung zusammenbrach! Dann kennt auch er jene furchtbaren Fiebernächte, die dem Ganzen ihren grausamen Stempel aufdrücken! Wir haben vor einander in dieser Beziehung nichts mehr voraus!"

„So ist Richard Ihnen gleichgültig geworden?" fragte Claudine, die vor einem unlösbaren Rätsel stand!

„Gleichgültig?! — Das will ich nicht sagen! Er war die erste und einzige Liebe meines Leben, und Naturen, wie die meine, kommen niemals darüber hinweg. Aber niemals möchte ich ihn wiedersehen, der mich so tief beschimpfen konnte, nie möchte ich auch nur auf einen Moment seine Wege kreuzen!"

„Weil Ihr selbstloser Beschützer, der Graf, es nicht dulden würde," antwortete Claudine, die sich für Richard durch den Trotz Helenens gekränkt fühlte, denn sie hatte erwartet, eine Schuldige, eine Bereuende zu finden.

„Der Graf?" rief Helene und ein schneidendes, höhnisches Lachen begleitete dieses Wort. „Der Graf?! — Sie irren, gnädigste Frau, wenn Sie glauben, daß ich diese Komödie, diesen widerlichen Zwang lange ertragen hätte! — Als die liebenswürdige Maske der arglosen Freundschaft eines Tages fiel, da fing ich an, ihn zu verabscheuen, und als er mir in übermütiger Weinlaune einmal bekannte, daß der Bruch zwischen Richard und mir eigentlich sein wohlbedachtes Werk gewesen — da wies ich ihm die Tür! — Dem Ehrenmann! — Dort durch jene Portiere ist er verschwunden, mein Freund und Beschützer, um niemals wiederzukehren, vor zwei Monaten!— Seit jener Stunde erst atme ich wieder auf, denn sie hat mir meine Selbstachtung wiedergegeben und das stolze Gefühl meiner absoluten Unabhängigkeit. Ich leide weder Mangel noch Not, ich habe in diesem Hause eine Stellung gefunden, die mich beschäftigt und völlig ausfüllt. Die alte Dame, der diese Pension gehört, ist krank und gebrechlich und so blieb ich als Vorsteherin ihres Geschäftes hier in diesen Räumen, wo so viele bittere Erinnerungen wurzeln. Es ist dies eine Art von Buße und Selbstkasteiung, die ich mir auferlege. Die Pension geht gut und ich habe vollauf zu tun! — Ich empfinde in der Rückerinnerung an die Zeit meiner Bekanntschaft mit dem sorgsamen Freunde im Unglück nichts mehr als ein Gefühl grenzenloser Bitterkeit und Verachtung, denn als er sah, daß er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte, zog er sich feige zurück und war überselig, gehen zu können, als ich ihm die Türe wies!" — Helene hatte sich in heftige innere Erregung hineingesprochen, ihre blassen Wangen glühten wie im Fieber, und dennoch stand sie hoch und aufrecht, ohne das Auge vor der Baronin zu senken, wie ein Weib, das sich ihres guten Rechtes voll und ganz bewußt ist.

„Und wenn nun jener andere, Richard, zu Ihnen zurückkäme, wenn er sehnsüchtig in alter Liebe wieder an diese Türe klopfte, Helene" — fragte Claudine, indem sie ihr voll in die Augen schaute.

„Dann würde ich ihm ebenso die Türe weisen, wie dem Herrn Grafen, würde ihm ebensowenig glauben, wie jenem andern, denn, was ich ihm nun und nimmer verzeihe, ist, daß er mich damals verdammte, ohne mich gehört zu haben!

„Sie würden ihn nicht wiedersehen wollen?"

„Nie!"

„So liebten Sie ihn auch niemals!" sagte Claudine herb.

„Meinen Sie, gnädige Frau?" tönte es zurück. „Verzeihen Sie, aber ich muß Ihnen die Fähigkeit absprechen, das im vollen Umfange beurteilen zu können! Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Richard grenzenlos geliebt habe, über alles auf der Welt, denn einen Mann, mit dem man so viel Trübes durchgemacht, an dessen Seite man so viel Elend und Entbehrung geduldig und lächelnd ertragen, den Mann liebt man auch, darüber täuscht man sich nicht! Aber wenn dieser eine uns tödlich verwundet, dann schließt diese Wunde sich nie und wenn das ganze Leben daran rettungslos verblutet, und keine Brücke führt zurück!" —

„Und wenn ich Ihnen nun sage, Helene, Richard liebt Sie mit verzweifelter Liebe, so sehr er es auch versteckt, er sehnt sich brennend nach einem Wiedersehen, nach einer Erlösung aus dem finsteren Banne, der wie ein Fluch über euch beiden hängt!"

„Dann würde ich Ihnen immer nur das eine wiederholen: Bemühen Sie sich nicht! Versuchen Sie nicht, Zerbrochenes zusammenzukitten, das doch bei der ersten rauhen Berührung wieder in Splitter zerfallen muß! Sagen Sie ihm, daß ich ihm nicht grolle, daß ich der harmlos seligen Zeit in heißer Wehmut, in stiller Dankbarkeit gedenke, wo unsere junge Liebe in den traulich stillen Tälern der Schweiz aus tausend Knospen blühte, daß ich ihn segnen will für alles Schöne, für jede Stunde des Glücks — aber wiedersehen — will ich ihn nicht!" —

Sie wandte sich dabei halb ab, um eine heimlich aufsteigende Träne gewaltsam niederzukämpfen, und Claudine trat jetzt dicht an sie heran, faßte ihre heiße Hand und neigte sich über ihre Schulter.

„Helene! Nun will ich Ihnen etwas sagen, nun will ich einmal ernstlich zu Ihnen sprechen! Ich glaube Ihnen, daß Sie schuldlos und bitter gekämpft, ich fühle Ihnen alles nach, was Ihr Herz zerrissen, aber ich sehe mit dem klaren Blicke der Frau auch auf dem Grunde Ihres Herzens die Liebe zu Richard in unvergänglicher Schönheit, in immer gleicher Kraft, so sehr Sie sie auch bekämpfen mögen. Sie ist stärker als Ihre Erbitterung, stärker als Ihre Erinnerungen an alles Trübe, denn sie ist echt und unsterblich, wie wahre Liebe es sein soll!"

„Nun denn, ja!" rief Helene ausbrechend, indem sie sich umwandte, „wenn Sie schon verstehen, auf dem Grunde meiner Seele zu lesen, was ich mir selbst nicht bekenne, so mögen Sie es denn wissen: Ja, ich liebe ihn, ebenso heiß, ebenso grenzenlos und mit derselben alles vergessenden Leidenschaft, wie damals! Ich habe ihn immer geliebt und werde ihn lieben, solange ich atme! — Noch mehr will ich Ihnen bekennen, ganz und voll will ich Sie schauen lassen in das zuckende Herz, denn es gewährt mir eine wahre Wollust, eine wilde Befreiuung, einmal meinen ganzen Jammer auszuschreien. Ich gehe rettungslos zugrunde an dieser Liebe, ich gehöre zu jenen Unglücklichen, die tatsächlich an gebrochenem Herzen sterben können — aber trotzdem und alledem gibt es zwischen Richard und mir keine Vereinigung mehr, denn ich würde mich vor ihm verbergen bis aufs Äußerste, vor ihm davonlaufen, soweit mich meine Füße tragen würden. Denn eines steht zwischen uns: Sein Mißtrauen! — Meinen Worten und Ihren Schilderungen würde er nicht glauben, meine Schuldlosigkeit ihm zu beweisen wäre ich nicht imstande, denn Tatsachen, die gegen mich zeugen, sind nicht aus der Welt zu schaffen, und deshalb gibt es zwischen uns beiden keine Lösung. Und wenn er tausendmal gelobt: ich glaube an Deine Schuldlosigkeit! — ich dürfte ihn nicht hören; und sagen: Ich weiß, daß Du schuldlos bist — das kann er nicht, das — kann er nicht! — Darum muß es bleiben zwischen uns, wie es ist — freudlos und friedlos, bis wir daran zugrunde gehen!" —

„Und wenn es nun doch möglich wäre, Ihre völlige Unschuld glänzend darzutun?" drängte Claudine.

„Das ist aber nicht möglich und deshalb — bemühen Sie sich nicht!" sagte Helene, und ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund. „Sie lieben ihn, Baronin, lieben ihn vielleicht ebenso, wie ich, und deshalb kämpfen Sie für ihn einen Kampf, der mich zu staunender Bewunderung zwingt; auch ich lese in Ihrer Seele ein Gefühl, das so groß, so edel und erhaben ist, daß ich es kaum zu begreifen vermag, aber ich bin neben Ihnen eben nur ein sehr bedeutungsloses Menschenkind, das nur so handeln kann, wie es denkt und fühlt! Ich habe nun einmal dieses wilde, trotzige Blut, das sich rebellisch empört gegen alles Unrecht, gegen alle Beschimpfung, und glauben Sie mir — ich habe Unrecht erlitten, bitter und schwer. Deshalb, Frau Baronin, danke ich Ihnen für alles, was Sie tun wollten, aber bemühen Sie sich ferner nicht mehr, es wäre vergebens!"

Claudine schien einzusehen, daß jeder weitere Versuch vergeblich sein würde und reichte Helene mit einem unsagbar schmerzlichen Blick ihre Hand hin: „Ich wünsche nur, Helene", sagte sie mit leiser Stimme, „daß Sie es niemals bereuen mögen, die letzte Brücke trotzig abgebrochen zu haben, die Sie beide zu einander führen konnte. Möge es Ihnen gut gehen! Leben Sie wohl!"

Als die Baronin den Salon verlassen hatte, blieb Helene noch einen Moment stehen inmitten des Zimmers, wie zu Stein erstarrt, mit leichenblassem Gesicht. Es war ihr, als sähe sie von öder Klippe, auf die sie sich in Trotz und Eigensinn verbannt, ein Schiff, das sie hätte retten und erlösen können, sich langsam weiter und immer weiter entfernen.

Plötzlich überkam es sie wie jähe, wahnsinnige Angst, sie flog auf die Tür zu, durch welche die Baronin verschwunden war, eilte auf den Korridor hinaus, riß die Entreetür auf und lauschte hinaus. Aber alles war still, totenstill in dem hohen, gewölbten Stiegenhaus, und sie, die sie rufen wollte, war gegangen, die letzte Brücke abgebrochen für immer!

Langsam und leise schloß sie wieder die Tür und kehrte völlig gebrochen in die stille Wohnung zurück. Sie ahnte nicht, daß auf der untersten Treppe an dem offenen Flurfenster die Baronin noch stand und gedankenvoll und unschlüssig hinausschaute auf die blühenden Rhododendron des Hofgartens, daß eine schmale Treppenwendung sie nur von derjenigen getrennt hatte, die sie eben zur Hilfe, zur Rettung anrufen wollte! — Erst als Helene droben in verzweiflungsvollem Weinen zusammengebrochen war, verließ Claudine langsam und schwermütig das Haus! —

Wohl eine Stunde lag das unglückliche Weib in fürchterlichstem Kampf, der alle Nerven zerwühlt, der alles Vergangene wieder zu gräßlichem Leben erweckte; sie rang die Hände, vergrub das heiße Gesicht tief in die Kissen des Lagers und glühende Tränen strömten unaufhaltsam über ihre Wangen. Ihr Trotz war gebrochen, ihre ganze, mühsam aufrecht erhaltene Selbstbeherrschung über den Haufen geworfen. Gewaltsam und unwiderstehlich wie noch nie kam das Weib bei ihr zum Durchbruch, die Seele, die nach Liebe und Leben schrie, forderte

gebieterisch ihr lange vorenthaltenes Recht, und gerade jetzt, wo es zu spät war, unwiderruflich zu spät! Wie mit eisernen Krallen umklammerte diese fürchterliche Gewißheit ihr zuckendes Herz, wie Vorboten des Wahnsinns jagten hundert wilde, unmögliche Entschlüsse und Gedanken gleichzeitig durch ihr gemartertes Hirn, bis sie aufsprang, wie von Furien emporgerüttelt, mit wirrem Lächeln auf den Lippen, mit glanzlosen Augen, die ausdruckslos ins Leere starrten! So taumelte sie an den Schreibtisch, riß in fliegender Hast Papier aus dem Schubfach und begann zu schreiben!

Es war ein offener Zettel, der nur wenige Worte enthielt und an niemanden adressiert war! — „Ich gehe freiwillig aus der Welt! Ich gehöre nicht mehr hinein! Wohin ich gehe, gilt gleich. Mein letzter Gedanke ist Richard! Helene!"

Dann, ohne zu überlegen, ohne auch nur zu denken, ergriff sie einen Schal, der über einem Stuhle hing, warf ihn um den Kopf und eilte hinaus auf den Korridor!

In dem Augenblicke, als sie die Entreetüre öffnete, stand der Postbote vor ihr, der ihr einen Brief überreichte und dann die Treppen wieder hinabstieg. Einen Moment blieb sie stehen! — Mechanisch riß sie den Umschlag auf, gleichgültig fiel ihr Blick auf die Unterschrift „Viktor Graf Schomberg!" —

Da überkam es sie noch einmal wie flammende Wut, sie nahm sich nicht mehr die Mühe, das Schreiben zu lesen, und ohne an irgend etwas mehr zu denken, ballte sie das Papier, das den Namen des Verhaßten trug, zusammen und schleuderte es hinter sich, während sie die Korridortüre zufallen ließ und die Treppen hinunterhuschte. Sie hatte nur einen Gedanken noch, nur ein einziges Ziel: Sterben! Ruhen! So schnell als nur möglich! —

— — Langsam begann es dunkel zu werden, die Schatten des Abends sanken herab! — In dem armen, gemarterten Kopf drehte sich alles in wildem, chaotischem Durcheinander, vor ihren Augen flimmerte es wie tausende von zuckenden Irrlichtern, und vorwärts, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, eilte sie planlos durch die Straßen — dem Tiber zu. — — — —

Die Baronin war, als sie das Haus verlassen hatte, langsam und in tiefen Gedanken einige Straßen weit gegangen. Immer und immer war es ihr, als riefe eine innere Stimme sie gebieterisch zurück zu der Unglücklichen, die sie eben verlassen, eine Stimme, die sie nur zu gut kannte, auf deren Mahnruf sie sich tausendmal im Leben verlassen hatte, die Stimme ihres Herzens, das heute einen so tiefen Blick in ein anderes Herz getan hatte, als der wilde Schmerz es gewaltsam geöffnet.

Am nächsten Platze blieb sie nachdenklich stehen! Sie machte sich Vorwürfe, daß sie gegangen war, daß sie nicht mehr noch versucht hatte, die Rinde zu sprengen, welche jahrelanges Leid und starre Erbitterung um diese Seele gelegt! — Sie schalt sich egoistisch und grausam, daß sie vielleicht, ohne es selbst zu wollen, einen Augenblick an ihr eignes Glück gedacht hatte. Wäre es denn ein Glück für sie, unter solchen Umständen den Geliebten frei zu wissen, jetzt, wo sie sicher war, daß er sie liebte, die Unselige, wie sie ihn, die mit allen Fasern ihres Empfindens an ihn hing?

Mit einer entschlossenen Bewegung wandte sie sich um, und schnellen Schrittes ging sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Sie hatte sichs vorgenommen, in diesem Kampfe Siegerin zu bleiben, und sie mußte ihn erzwingen, diesen größten entscheidenden Sieg über sich selbst. Sie war keine Alltagsfrau mit kleinlichen Gefühlen und hausbackenen Empfindungen, sie war von jeher exzeptionell gewesen in ihrer charakteriellen Eigenart, und sie wollte es bleiben — heute mehr als je! —

Rasch stieg sie die Stufen wieder hinauf und zog die Klingel. Was sie tun, was sie sagen wollte, wußte sie noch nicht, aber daß sie nicht unverrichteter Sache von hier gehen würde, das wußte sie. — Das Mädchen öffnete und führte sie wieder in den kleinen Salon.

Nach einer kurzen Pause erschien sie wieder mit der Nachricht, die Signora sei im ganzen Hause nicht zu finden!

„So gestatten Sie, daß ich der Dame ein paar Zeilen zurücklasse," antwortete Claudine und trat an den Schreibtisch, während das Mädchen die Kerzen ansteckte.

Unwillkürlich fielen dabei die Blicke der Baronin auf den Zettel von Leuchens Hand, worauf sie jene flüchtigen Abschiedsworte niedergeschrieben hatte und mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr die erschrockene Frau empor!

Sie kam zu spät! — Der Gedanke traf sie wie ein Blitzstrahl und lähmte für einen Moment Körper und Seele der sonst so starken Frau! — Fassungslos, ratlos sank sie im Sessel zusammen, unfähig einen Gedanken auszusprechen, einen bestimmten Plan zu fassen. Sie starrte nur wie gebannt auf das fürchterliche Papier, dessen Buchstaben vor ihren Augen in gräßlichem Tanze durcheinander irrten! — Das Mädchen, das sich diese furchtbare Erschütterung der fremden Dame nicht zu erklären vermochte, stand leichenblaß neben ihr und wagte nicht zu reden, sich nicht zu rühren. Es war, als ob der Hauch des Todes eisig und erstarrend durch das Zimmer dahinwehte. — —

Aber — es mußte etwas geschehen, was es auch immer sei, das ward ihr allmählich klar aus dem wirren Chaos ihrer martervollen Gedanken. Sie erhob sich, steckte das Papier zu sich und eilte, sich mühsam beherrschend an dem Mädchen vorüber, die mit dem Lichte in der Hand ihr folgte.

Im Korridor lag ein offener Brief, achtlos zu Boden geschleudert, und achtlos schritt Claudine darüber hinweg zur Entreetür.

„Signora haben etwas verloren?" rief ihr die Zofe nach, die den Brief in demselben Augenblick erst bemerkte, als das Kleid der Baronin darüber hinstreifte Sie hob das Billett auf und reichte es der erregten Frau, die es wie geistesabwesend aus ihrer Hand nahm und ohne zu grüßen, ohne sich umzuschauen, in jagender Hast die Treppe hinuntereilte, nur eine Angst im Herzen, nur einen Gedanken im Kopf; zu ihm, zu Richard, so schnell als möglich! Es trieb sie vorwärts, unaufhaltsam mit der Kraft der Verzweiflung, mit der folternden Angst des Todes, ihr Herz hämmerte förmlich in fliegendem Takt, und kalter Schweiß perlte von ihrer Stirn!

Endlich fand sie einen Wagen, sprang hinein und rief dem Kutscher zu. „Fahren Sie, was Sie können, ich zahle den doppelten Preis! Via Appiani, Nr. 16."

Und sturmschnell flogen die Pferde dem Ziele zu, während Claudine wie betäubt in der Ecke des Wagens lehnte.

Richard war nach dem Diner in ein Kaffeehaus gegangen, um die Zeit bis zum Abend hinzubringen, wo er sich mit Claudine und seiner kleinen Gesellschaft zu einem Besuch des Theaters verabredet hatte. Den ganzen Tag über befand er sich in einer merkwürdigen, ihm selbst unerklärlichen Aufregung, die er sich nur dadurch motivierte, daß in den allernächsten Tagen die Verteilung der Preise in der Kunstausstellung stattfinden mußte, und daß sein ehrgeiziges Hoffen dahin ging, für sein Bild mindestens einen der zweiten Preise davonzutragen.

Sein Werk war schön, die Arbeit eines berufenen, vornehmen Künstlers, das wußte er und durfte sichs eingestehen mit dem ruhigsten Gewissen, ohne künstlerische Eitelkeit und Selbstüberschätzung.

Fand er die ersehnte Anerkennung diesmal, so war sein Ruf dauernd begründet, sein Schicksal besiegelt, dann war er mit einem Schlage ein gemachter Mann und konnte ruhigen Mutes an seine Zukunft denken!

Seine Zukunft! — Wie lange hatte er gekämpft, mit welchem rührenden Fleiß gestrebt und geschaffen, wie hatte er sich so oft in seinem mehr als bescheidenen Atelier in der Berliner Mansardenwohnung hineingeträumt in diese Zukunft, hatte sich gesonnt in rosigen Phantasie gebilden — und nun, da vielleicht Aussicht war, daß diese Zukunft sich wirklich glücklich gestalten konnte, nun zog es drüber hin wie düstere Wolkenschleier über eine lachende Frühlingswelt. Wer sollte diese Zukunft mit ihm teilen, wer sollte mit ihm künftig fühlen und empfinden, lachen und weinen in schöner Harmonie, wie er sichs damals geträumt?

Er schaute empor zu dem herrlichen Weibe, das leuchtend wie eine verklärende Sonne nun zum zweiten Male in sein Leben getreten war, er empfand für Claudine eine hohe, feurige Verehrung und alles Große und Herrliche verkörpert sich für ihn in der edlen vornehmen Frauengestalt.

(Schluß folgt.)

Originalsilhouette von Karl Fröhlich.

Ferienstimmung.

Novellette von Emma Haushofer.

Ein köstlicher Moment, wenn alle Abschiedsbesuche, alle Scherereien des Einpackens, der Abreise vorüber sind, wenn man sich behaglich in die Ecke seines Wagens zurücklehnen und denken darf: „So! Nun beginnen die Ferien! Nun einmal heraus aus dem Alltag!"

Malwine Krane genoß diesen köstlichen Moment eben mit höchstem Wohlgefühl. Sie war fleißig gewesen, hatte im Frühjahr zwei Porträts gemalt und nun eine große Kopie vollendet. Oh, diese letzten Juli-Wochen in der heißen Gemäldesammlung! Sie hatte sich wirklich ein Ausruhen verdient. Nun stand das Bild beim Kunsthändler. Vielleicht fand sich ein Käufer. Aber daran wollte sie jetzt gar nicht denken. Sich nur ganz der freudigen Erwartung neuer Eindrücke hingeben, heimlich vor sich hinjubeln: Du fährst nach München! Du fährst ins Gebirge! Freiheit! Sommer! Verbummelte Wochen! Wie schön das ist!

Es war ihr zumute, wie in ihrer allerersten Jugend, wenn es Frühling wurde. Damals hatte sie auch zuweilen solch eine wonnige, berauschte Stimmung, als müßte nun etwas ganz Schönes, Merkwürdiges kommen, das große Erlebnis. Aber immer war der Maienzauber vorübergeflogen und für sie hatte keine Wunderblume geblüht. Sie hatte wohl in ihrer ersten anspruchsvollen Jugend zu Absonderliches, zu Unerreichbares erwartet. Doch jetzt, als kluges, achtundzwanzigjähriges Mädchen, warum sollte sie jetzt nicht etwas Lustiges, Fröhliches erleben, wenn sie nur wollte? Irgend ein nettes kleines Abenteuer, einen reizvollen pikanten Flirt, als hübsche Erinnerung für den Winter. Wofür galt sie denn in ihrer Familie, bei den verheirateten Schwestern, für schrecklich emanzipiert, wenn sie die vielgerühmte Künstlerfreiheit so wenig zu nützen verstand wie bisher? Kein Mensch sah ihr etwa an, daß sie eine Malerin war. Mit ihrem blonden Gesicht, ihrer korrekten Erscheinung machte sie immer den Eindruck eines braven Haustöchterleins.

In München wollte sie sich sofort einen grünen Gebirgshut mit einer Spielhahnfeder kaufen, damit sie etwas schneidiger ausschaute.

Früher hatte sie sich immer ein paar belegte Brötchen mitgenommen und war im Damen-Coupé gefahren. Jetzt saß sie im „Nichtraucher" und begab sich mittags in den Speisewagen, um als flotte, moderne Reisende aufzutreten.

Die kleinen Tische waren alle besetzt. Sie nahm neben zwei dicken älteren Damen Platz, die nicht sehr anregend wirkten. In einiger Entfernung, ihr gegenüber, saß ein Herr von etwa dreißig Jahren mit blondem Vollbart und einem hübschen, lustigen Gesicht.

Er war auch in Ferienstimmung und weidete sich von Zeit zu Zeit an dem Anblick seines Rundreisebilletts. Er hatte noch mehr Ursache als Malwine, sich über den Urlaub zu freuen; denn er kam nicht aus dem schönen Dresden wie sie, sondern aus Kronach, wo er als Eisenbahn-Ingenieur seit ein paar Jahren vergraben war, und er mußte in der kurzen Erholungsfrist, die ihm vergönnt wurde, so mancher lang aufgespeicherten Sehnsucht Genüge tun: nach Kunst, nach Theater, nach schöner Natur, nach Großstadtmenschen, nach seinen Geschwistern und Freunden. Kein Tag durfte ungenützt bleiben. Der ganze Plan stand schon fest. Aber er hoffte auf verschiedene hübsche Arabesken, die sich um sein Programm herumschlingen sollten.

Er blickte voll Interesse auf, als ein junges Mädchen in den Speisewagen trat; er hatte sich schon mit einem Seufzer gefragt: ob denn nur ältere weibliche Semester unterwegs seien?

Wer sie wohl sein mag? dachte er. Eine Lehrerin? Aus guter Familie gewiß. Sie ißt sehr hübsch. — Ein feines liebes Gesicht! — Aber sehr kühl, sehr stolz! — Sie wäre sicher empört, wenn man sie ansprechen würde! Schade!

Aber ein paar freundliche Blicke flogen doch zwischen ihnen hin und her und mit den Augen knüpften sie Bekanntschaft an.

Ein paar Tage später trafen sie sich in München in der Lenbach-Ausstellung. Sie schauten zu gleicher Zeit die Mappen mit Photographien an. Aber es war so still in dem Saal. Erwin Stockmann wagte bei dem friedlichen Schweigen keine Annäherung. Er reichte der hübschen Unbekannten nur einmal eine Mappe, er grüßte höflich, als sie sich erhob. Leider fand er keine Gelegenheit mehr, das Wort an sie zu richten und wie er sich auch in den nächsten Tagen, in der Kunst-Ausstellung, im Theater, in der Pinakothek, nach der einsamen Fremden umschaute, er konnte das feine, blonde Köpfchen nicht mehr entdecken. Dann reiste er ins Gebirge ab und vergaß natürlich die flüchtige Begegnung.

Aber als er eine Woche später in Berchtesgaden in den Omnibus stieg, der ihn an den Königsee bringen sollte, — da saß sie plötzlich dicht neben ihm. Nun trug sie auch das grüne Gebirgshütchen mit der kecken Feder und sah viel flotter aus.

„Ist das ein schöner Zufall, gnädiges Fräulein!" rief er in seiner freudigen Überraschung. „Ich weiß nicht ob Sie sich erinnern, daß wir im gleichen Zuge nach München gefahren sind!"

Sie war ein wenig rot geworden, denn eine Dame vor ihr blickte sie mit vor Neugier förmlich überquellenden Augen an. Aber sie sagte heiter: „Gewiß, ja! Ich glaube, wir waren auch zusammen in der Lenbach-Ausstellung!"

Nun war die Unterhaltung eröffnet. Man plauderte über München, über den Anfang der Reise. Die schöne Fahrt auf der schattigen Straße, an prachtvollen alten Ahornbäumen und üppig grünen Hügeln vorüber, über denen die Bergriesen auftauchten, erschien höchst kurzweilig. Alles drängte dann am Königsee sofort an das Ufer, wo schon die Boote bereitstanden. Erwin und Malwine trachteten, ohne weitere Verabredung, bei der Massentrift beisammen zu bleiben. Das glückte ihnen auch. Aber mit der übrigen Gesellschaft hatten sie es nicht günstig getroffen. Mit ihnen in dem großen Kahn saß eine Familie mit Kindern, deren mangelhafte Erziehung gerade in dieser Stunde gebessert werden sollte. Während man über die dunkelgrüne Fläche dahinglitt und Malwine voll Begeisterung zu den gewaltigen weißen Felswänden emporblickte, erklang immer wieder das Zanken der Mutter: „Ach Else! Halt Dich doch ruhig!" oder der drohende Ton des Vaters: „Wart, ich komm Dir, Paul!" Schließlich mußte ein Streit der Geschwister, bei dem der Kahn in bedenkliches Schwanken geriet, durch Ohrfeigen geschlichtet werden und ein zweistimmiges lautes Weinen weckte ein klägliches Echo.

Als man das Ufer erreichte, eilten die beiden jungen Leute mit raschen Schritten voraus, um wenigstens auf dem Weg zum Obersee nicht von der idyllischen Familie gestört zu werden. Sie suchten sich auch in Bartelmä, wo man die Mittagsmahlzeit einnahm, ein kleines Tischchen fern von den ungezogenen Rangen.

So waren sie vom Zufall und dem begreiflichen Wunsch nach ruhigem Naturgenuß überraschend schnell in eine ganz reizvolle Vertraulichkeit hineingedrängt worden; sie bekamen zusammen serviert wie ein junges Ehepaar und teilten einträchtiglich ihren Fisch und ihren Schmarren. Aber schon näherte sich diese angenehme Pause ihrem Ende; die Schiffer mahnten zum Aufbruch.

„Wissen Sie was, gnädiges Fräulein!" rief Erwin, der sich inzwischen vorgestellt hatte, mit raschem Einfall. „Lassen wir die glücklichen Eltern abfahren, verzichten wir auf unsere Plätze! Bevor es Abend wird, miete ich dann einen Kahn für uns beide, und wir genießen wenigstens die Heimfahrt." —

„Ich bin unter der Bedingung einverstanden, daß wir den Kahn zusammen mieten," erwiderte Malwine mit liebenswürdigem Lächeln, aber sehr bestimmtem Ton. Es hieß deutlich genug: Ich lasse mich von einem fremden Herrn nicht einladen, wenn ich mich ihm auch anschließe. Vergessen Sie nicht, daß Sie eine Dame vor sich haben! Er verbeugte sich verständnisvoll.

„Aber famos ist das!" rief er, als die Kähne mit den geräuschvollen Insassen in den See hinausschwammen und sie noch in der herrlichen Stille am Ufer saßen. „War's nicht eine gute Idee!" lachte er später voll Übermut in dem kleinen Boot, das sie über den einsamen See brachte, während über dem Wasser schon tiefe Abendschatten lagen und nur die hohen Felsgipfel noch in weißem Glanze standen.

„Gnädiges Fräulein," bat er dann mit einschmeichelnder Stimme. „Heute noch keinen Abschied, nicht wahr? Der Tag ist zu schön gewesen. Ich habe einen prachtvollen Plan. Wenn wir morgen auf die Gotzen-Alm steigen würden! Sie waren noch nie auf einen Berg! Sie müßten solch einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen. Es wäre mir eine kolossale Freude, Sie begleiten, Ihnen gewissermaßen das niegekannte Vergnügen einer Bergwanderung verschaffen zu dürfen!"

Im ersten Moment fand sie den Vorschlag etwas keck. Mit einem fremden Mann sollte sie stundenlang allein in der Wildnis herumsteigen! Was ihre Schwestern sagen möchten, wenn sie das erführen!

Doch dann fiel ihr ein, daß sie sich vorgenommen hatte, alle Engherzigkeit über Bord zu werfen, — sie wollte doch ihr kleines Abenteuer haben. Wozu hatte sie sich denn ihren grünen Gebirgshut gekauft, wenn sie immer nur auf den gebahnten Wegen blieb?

„Ich möchte schon sehr gern," sagte sie zögernd und blickte ihn prüfend an. Er sah wirklich sehr vertrauenerweckend aus. Wie lieb und glücklich er sie anschaute! Es war doch wirklich nett, daß sie diesen Begleiter gefunden hatte!

Als sie sich zu früher Morgenstunde trafen, um an den Kesselfall zu fahren, begrüßten sie sich schon wie recht gute Freunde.

Erwin dachte freilich unterwegs einige Male: „Du bist doch ein rechter Esel! Gehst in der größten Einsamkeit neben einem netten Mädel und riskierst nicht die kleinste Vertraulichkeit! Aber sein Taktgefühl riet ihm von jeder Zudringlichkeit ab. Sie war doch auf ihn angewiesen. Er durfte sie nicht kopfscheu machen; sie nicht zu einer Abwehr veranlassen. Oben in der Hütte trafen sie dann lustige Gesellschaft. Es wurde gesungen, getanzt, geschuhplattelt. Malwine hatte solche Almfröhlichkeit noch nie miterlebt. Wie ihr die Schnaderhüpfeln, die schneidigen Juchzer gefielen! Nach einer solch urwüchsigen Lebensfreude hatte sie sich immer gesehnt. Sie weckte ein übermütiges Echo in ihrem eigenen Wesen, das bisher von der biederen Umgebung im Zaume gehalten worden war.

Mit glühenden Wangen tanzte sie in dem kleinen Hüttenraum zum Klang der Zither; sie versuchte das Jodeln und fand den Tag da oben so originell, so hübsch, so lustig, daß sie gar nicht mehr fort wollte.

„Bleiben wir doch! Bleiben wir nur!" rief Erwin entzückt. „Ich will gerne auf dem Heu schlafen. Wozu überhaupt schlafen? — der Mond wird kommen! Es wird gar nicht Nacht werden!"

Der Bergwind zauste an ihrem Haar und wirre Löckchen flatterten um ihre Stirn, als sie dann auf einem Felsblocke draußen saß und die Hütte mit dem Brunnen zeichnete, dahinter das bleiche Schneefeld der vergessenen Alm. Er lag neben ihr im Gras und schaute ihr bewundernd zu. Um sie war ein leises Bienensummen, Bergstille, und tiefe Schatten stiegen auf. Da neigte er seinen Kopf zu dem ihren, — sie wußten kaum

so recht, wie es geschehen war, — mit einemmal hielten sie sich umschlungen und küßten sich in seligem Übermut.

„Das ist mehr als ein Abenteuer!" dachte sie in einem tollen Rausche. „Das ist Glück, — das ist ja Glück!" Und das Glück jubelte durch ihre Herzen und goß seine Freudenfülle über sie in dieser schönen Sommernacht.

Sie blieben nur fünf Minuten allein. Die lustige, fremde Gesellschaft rief immer wieder nach ihnen. Ein drolliger Backfisch, der eine besondere Zärtlichkeit für Malwine an den Tag legte, hing sich an ihren Arm und wollte ihr Skizzenbuch sehen. Aber die erhaschten Momente, in der märchenhaften Schönheit, in der gewaltigen Landschaft, die in Glanz und Luftschimmer schwamm, waren süß. Wie sie diese Zaubernacht mit heimlichen, heißen Küssen feierten!

Wenn sie eine Karte von Erwin erhielt, dann klopfte ihr Herz freilich mit einer sehnsüchtigen Unruhe, und während der ganzen Reise zitterte die Erinnerung an die Glücksstunde in ihr nach in einer förmlichen Verklärung.

Anfang September kamen sie beide heim, in die alte Umgebung, in die Werktagstimmung.

Malwine freute sich wieder recht über ihr hübsches Atelier, ihre behaglichen Zimmer. Sie fand angenehme Nachrichten vor: ihre Kopie war verkauft, ein Porträt-Auftrag stand in Aussicht. Eine Zeitung hatte eine günstige Kritik gebracht. Sie fühlte sich angeregt, gehoben, voll neuer Schaffenslust. Aber dann erschrak sie plötzlich: Mit dem Malen hatte es ja ein Ende. Sie war doch verlobt. Sie mußte nach Kronach, fort aus ihrer hübschen Wohnung, fort von Dresden. Sie suchte sich

Der Barbier. Nach einem Gemälde von M. Leloir. (Siehe Seite 8.)

Am Morgen dann, nach schlechtem Schlaf auf hartem Lager war freilich der Übermut verflogen.

Fröstelnd im kühlen Wind, in der ersten kalten Dämmerung vor Sonnenaufgang seufzte Malwine in weicher Stimmung: „Wie bald werden Sie mich, den schönen Abend vergessen haben, wenn wir nun heute für immer auseinander gehen!"

Ihm lag ein Vorwurf, eine Anklage in ihren Augen. — Auch er war bewegt, gerührt: „Müssen wir denn auseinandergehen?" fragte er zärtlich.

Als der erste rosige Sonnenhauch über die höchsten Spitzen flog, hatten sie sich verlobt.

Sanft und elegisch, als Brautpaar, das sich in der neuen Situation kaum zurechtfand, legten sie den Abstieg zurück, saßen dann, obwohl sie sehr müde waren, noch zusammen auf einer einsamen Bank und sprachen über die gemeinsame Zukunft, bis der Zug kam, der die Trennung brachte. Ihre Rundreisekarten führten sie verschiedene Wege; Erwin wurde in Tirol von seinem Bruder erwartet; er mußte fort. Ein bewegter Abschied noch, ein letztes Versprechen: Schreibe bald! — Heute noch! — ein Winken, dann war Malwine allein.

Sie verschlief den Nachmittag und als sie erwachte, erschien ihr das süße Erlebnis wie ein hübscher Traum.

mit Gewalt in die verliebte Stimmung zurück zu versetzen, in der sie lächelnd ihrer Freiheit entsagt hatte. Doch es wurde ihr von Tag zu Tag schwerer, sich ein klares Bild ihres Verlobten vor Augen zu rufen. Wenn sie nur wenigstens eine Photographie von ihm gehabt hätte.

Auch Erwin war sorgenschwer. Es war immer sein Plan gewesen, ins Ausland zu gehen, so bald er sich ein kleines Kapital erspart hatte, nach Chile oder nach Australien, wo man rasch Geld verdiente. Nun hieß es in Kronach bleiben oder in irgend einem andern Nest und im Staatsdienst ausharren! Ob Malwine wohl eine gute Hausfrau würde! Eine Malerin! Sie würde sich gewiß schwer eingewöhnen. Ach Gott! Ein bißchen unüberlegt war die Verlobung ja gewesen! Aber nun mußte er sein Wort halten. Er war ein Ehrenmann. Und wenn er sie nun erst wieder sah. — Malwine hatte seit ihrer Rückkehr nach Dresden nicht mehr geschrieben. Endlich kam ein kleines Paket: In einem reizenden Rähmchen die Skizze, die sie auf der Alm gezeichnet hatte.

„Lieber Freund," schrieb sie. „Ich glaube, man darf vom Glück nicht zu viel verlangen. Einmal grüßte es uns da oben auf der Berghöhe in seiner herrlichsten Laune. Ob es uns auch in das Tal folgen möchte, — wer weiß es? Ich habe nicht den Mut, den Versuch zu wagen. Ich meine, wir sollten uns zufrieden geben mit der einen

unvergeßlichen Erinnerung. Zürnen Sie mir nicht! Was einmal war — ist Ewigkeit!"

Erst war er verblüfft. Dann atmete er erleichtert auf.

„Ich werde sie immer lieb behalten!" dachte er zärtlich und dankbar, als er die kleine Skizze auf den besten Platz auf seinen Schreibtisch stellte.

Die alte Kunst.

Von Käte Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Mit goldenem Lachen streute die Sonne in den dritten Saal des Kaiser Friedrich-Museums ihren Glanz. Lichtgetränkte Streifen liefen über einzelne Bilder und füllten die Farben mit Kraft und Leben. An der langen Querwand, deren Mitte die Darstellung der tollen Genossen eines tolleren, jagdtrunkenen Herrn einnahm, sammelten sie sich und schwebten behende auf die Köpfe der beiden Menschen herab, die, just vor diesem Bild, mit heißen Gesichtern und zornigen Augen aufeinander einsprachen. Der Mann mit offenkundigem Spott in der Stimme.

„Sie müssen zugeben, mein Fräulein, daß ich mich zuerst an dieser Stelle befand. Zweifellos sind Sie doch eine der vielen, die völlige Gleichberechtigung der Geschlechter anstreben. Sie werden also nicht gut verlangen können, daß ich aus Höflichkeit ein Recht aufgebe. Sie, eine starke Vertreterin der modernen kämpfenden Frau . . ."

Darauf sie mit mehr leidenschaftlicher Empörung wie Ironie:

„Ich bitte, lassen Sie das Persönliche. Wir sind in diesem Augenblick nichts weiter wie zwei Arbeiter, die nach demselben Stück Lehm greifen. Sie wollen dies Bild kopieren . . . ich ebenfalls. Sie erhielten die Genehmigung, mit dem heutigen Tage Ihre Arbeit zu beginnen . . . ich desgleichen. Voila! Auch in das geregelste Getriebe kann sich ein solcher Irrtum einmal einschleichen. Die mir erteilte schriftliche Genehmigung datiert vom Ersten dieses Monats . . . die Ihre vom Sechsten . . . also bin ich die erste!" Und sie wandte mit einer stolzen Bewegung den Kopf nach dem abseits stehenden Aufseher dieses Saales.

„Wollen Sie mir, bitte, helfen meine Staffelei aufzustellen."

In dem bartlosen Gesicht des greisen Beamten zuckten die Lichter der Verlegenheit. Ein Streit in diesen heiligen Räumen, durch seine Vergeßlichkeit verursacht, war ihm unbeschreiblich peinlich.

Da goß das große Licht, welches den Tag macht, seinen vollen Schein über die jungen, eigensinnigen Menschen. Sie sahen sich an. Ihr Zorn brannte wohl noch, aber ihre Augen grüßten sich schon, weil die gleiche Sehnsucht in ihnen lag. In das schöne Gesicht der Künstlerin kam etwas unendlich Zartes, Verstehendes, das nach einem persönlichen Ausweg suchte, jetzt, da sie ihm ihr Recht bewiesen hatte.

„Könnten wir denn nicht zur gleichen Zeit kopieren?" schlug sie fast schüchtern vor. — —

So kam es, daß sich vom nächsten Tage ab die eleganten Damen beim Betreten des Saales Nummer 3 zuflüsterten:

„Ach, wie interessant! Ein Malerpaar kopiert die Jagd. Wem mag es nur am besten gelingen?"

Das war auch die große Frage, welche die junge Künstlerin Marga Richtenberg unablässig bei ihrer Arbeit bewegte. Sie äugte zuweilen verstohlen zu dem Kollegen hinüber, der ernst und emsig die Farben mischte, und dachte, wenn ihre Blicke zu der eigenen Arbeit zurückkehrten: „Ein sonderbarer Heiliger, dieser Herr Böhme! Warum in aller Welt hat er sich nur die hohe Seitenwand vorbauen lassen? Warum soll ich die Entwickelung seines Bildes nicht verfolgen? Will er mich mit dem Vollendeten zur schrankenlosen Begeisterung hinreißen, mich klein und demütig sehen, wenn er mehr leistete wie ich? O, nur nicht allzu früh triumphieren, mein Herr Maler, ich werde auch mein Bestes geben."

So arbeiteten sie bereits drei volle Wochen nebeneinander. Pünktlich um 11 Uhr vormittags stieg Marga Richtenberg von ihrer kleinen Treppe herab, kauerte sich auf die letzte Stufe und begann, die Augen zu den nassen Pinselstrichen emporgerichtet, ihr mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Einen Tag wie den andern. Nur, daß einmal ihr Nebenan plötzlich an ihrer Seite stand und ungeniert ihr Werk betrachtete.

„Es wird gut," sagte er langsam, „bloß da oben, Fräulein Richtenberg, in der Mähne des Braunen sitzt zu viel Gold."

Sie sah ihn kühl an.

„Habe ich mir vielleicht schon eine Beurteilung Ihrer Arbeit erlaubt?"

Aus seinen Augen blitzte der Schalk.

„Wie hätten Sie das auch wohl anstellen wollen, Kollegin? Sie müßten dann schon die Fähigkeit besitzen, die mir meine tote Mutter scherzhaft in der Epoche meiner Barfüßigkeit zuschrieb . . . nämlich durch Bretter und Leinwand sehen können."

In ihre Wangen stieg langsam die helle Glut der Entrüstung.

„Haben Sie sich niemals klar gemacht, daß in dieser . . . Verheimlichung eine schwere Beleidigung für mich liegt, Herr Böhme? Ein offenkundiges Zugeständnis: „ich kenne die weibliche Neugier und will nicht mit ihr in Berührung kommen . . . sie stört und hemmt mich." — Sie machte eine Pause, weil sie seine Rechtfertigung erwartete. Als er aber schwieg, begann sie von neuem:

„Ich bin nun gar nicht neugierig. Es tut mir nur weh, daß Sie sich innerlich so einsam machen."

„Eines Tages werden Sie das Ganze sehen. Ihr Mund soll mir das Urteil sprechen. Ein künstlerisches und ein menschliches. Davon wird meines Lebens Wert oder Unwert abhängen. Vorläufig aber bitte ich Sie von Herzen, berühren Sie diese Angelegenheit nicht mehr, bis es so weit ist." Seine Augen suchten die ihren, seine Hand nahm ihre beiden und umspannte sie. Da verlor sie fortan kein weiteres Wort darüber.

Der alte Aufseher dieses Saales mußte mit dem Maler im Einverständnis handeln. Er beobachtete beim Bringen der seiner Verwahrung übergebenen Böhmeschen Kopie eine ängstliche Vorsicht. Marga Richtenberg wollte sie nicht bemerken. Aber es kamen immer wieder Stunden, in denen ihre Empörung hervorbrach. Zumeist gab der Zorn über ihr vermeintliches Nichtkönnen Anlaß dazu. In der innerlichen Verzweiflung erschien ihr die auffallende Verheimlichung seiner Arbeit wie eine unauslöschliche Schmach. Sie war natürlich viel zu stolz, um sich darüber zu beklagen; aber es ballte sich heimlich in ihrer Seele eine dunkle Wolkenwand zusammen, welche die Sonne ihres natürlichen Frohsinns nicht scheinen ließ. Ihre Nächte waren unruhig und ihre Tage voll ängstlicher Spannung. Und doch zeigte ihr Bild, daß eine ganze Persönlichkeit mit vollem Können dahinter stand. Das sagte ihr denn auch Heinz Böhme eines Tages in seiner geraden Art:

„Ich hätte bei Gott nicht gedacht, daß ein Weib so was zustande brächte, Fräulein Richtenberg." — Sie malte ruhig weiter.

„Passen Sie auf, Kollegin, Sie verkaufen es, noch ehe es ganz fertig ist. Wollen wir wetten?"

Da nahm sie ihre Blicke von dem Lichtgrün des gemalten Buchenwaldes und senkte sie in sein Gesicht.

„Das heißt natürlich, nachdem das Ihre untergebracht ist . . ."

„Das meine hat bereits seine Bestimmung gefunden, Fräulein Richtenberg. Die Sorge bin ich glücklich los."

Wieder wallte eine heiße Empörung in ihr auf. Also auch das hatte er vor ihr so lange verheimlichen können. Wenn sonst zwei Arbeiter ein gleiches Werk schaffen, so bereden sie sich über Freud und Leid, tauschen Hoffnungen aus und bauen Luftschlösser. Und steht eins wider Erwarten fest und stolz, so bietet der, welcher das Glück des Besitzes hat, wohl dem andern ein Plätzchen an und spricht: „Ruhe dich aus in meiner Freude und stärke dich zur harten Arbeit."

Er hatte es nicht getan. Sie litt darunter wie unter körperlichen Schmerzen. Und in Kampf und Schmerz erstarkte ihr Können und füllte die Pinselstriche mit einem stürmischen Siegerwillen, der stark und hinreißend aus den markigen Gestalten der leidenschaftlichen Jäger sprach. —

Als Heinz Böhme an einem Vormittag etwas später wie sonst nach den Pinseln griff, sah er, daß seine Prophezeiung, Marga Richtenberg würde bald genug einen Käufer für diese Kopie finden, in Erfüllung gehen wollte. Zwei Amerikaner handelten mit der kaltblütigen Ruhe ihrer Veranlagung um das Bild.

„200 Dollar," bot der Ältere kühl, und sein Begleiter senkte dabei die Rechte in die Brusttasche, als wollte er bereits sein Portefeuille herausziehen. Die junge Künstlerin schwieg unschlüssig.

Da trat Heinz Böhme mit mühsam unterdrückter Schelmerei hervor und stellte sich dem mit dem mutmaßlichen Portefeuille dicht an die Seite.

„400 Dollars!" sagte er kurz und scharf.

„500," überbot der Ältere ihn ohne eine Spur von Erregung. Noch ehe der Maler ein höheres Gebot abzugeben vermochte, hatte sich Marga Richtenberg bereits entschieden.

„Also 500 Dollars!" sagte sie und bemühte sich umsonst ihrer zitternden Stimme Festigkeit zu geben. Und „500" sagte sie immer wieder leise vor sich hin, als die beiden längst gegangen waren und alles Geschäftliche prompt erledigt hatten.

Heinz Böhme sah knurrig und unzufrieden aus.

„Die hätten sich mit Leichtigkeit auf 1000 Dollars hinaufbieten lassen, warum beschränkten Sie meinen Willen?"

„Das ist Frauenart," meinte sie leise. „Wir vertragen das Übervorteilen noch nicht recht."

Er lachte kurz auf.

„Jeder schätzt seine Kunst so hoch ein, wie er sie wert hält, Fräulein Marga."

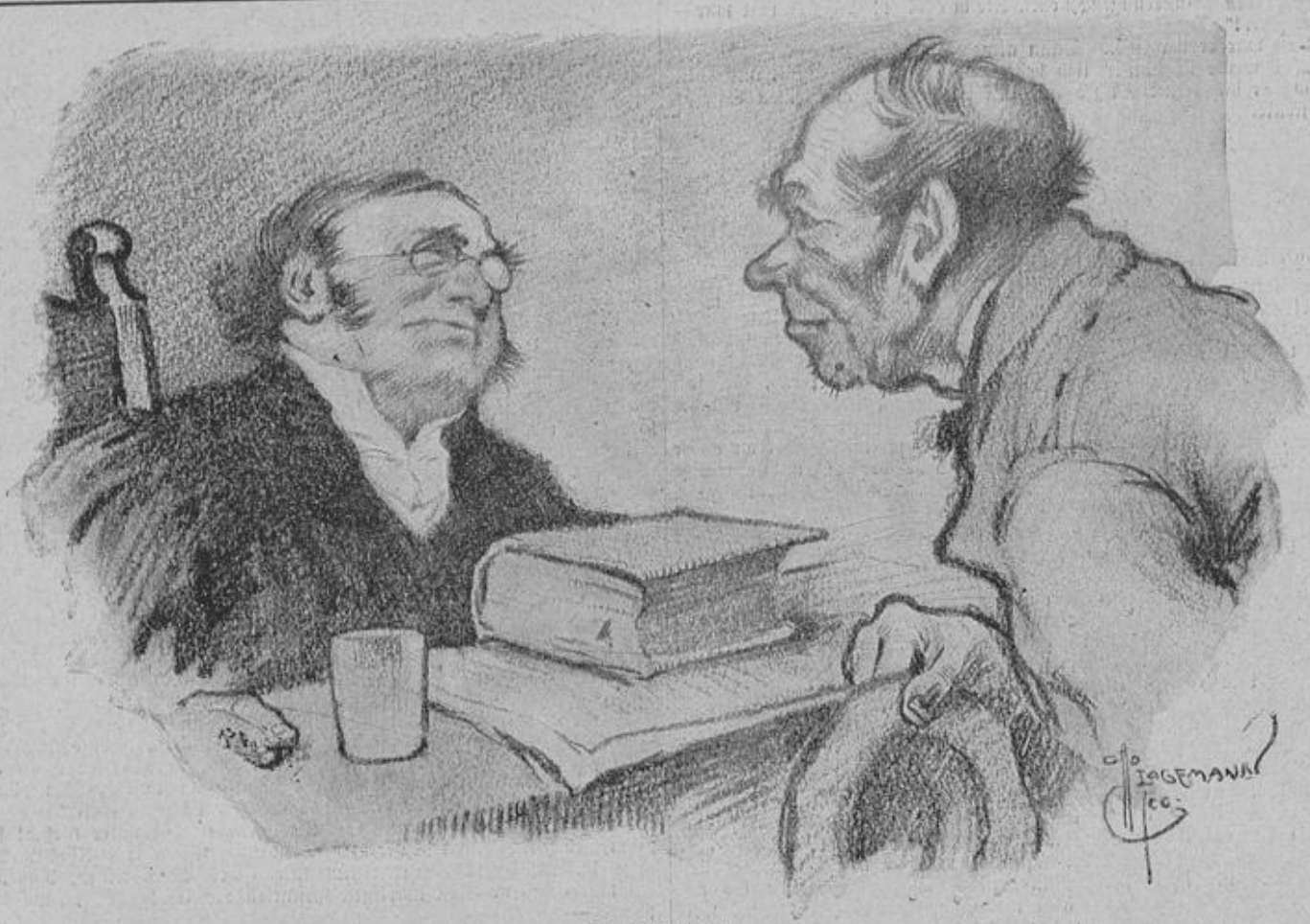
„Ich kann jetzt weder zornig noch spitzfindig sein, Herr Böhme, jetzt nicht. Das Glück ist zu groß! 500 Dollars! O Gott, mein Mutterl!"

Sie senkte den Kopf auf die Brust und regte sich nicht. Sie hatte ganz vergessen, daß der Mann, der ihr so viel Schmerzen bereitet hatte, neben ihr war und die Worte von ihren Lippen las. Alles Scharfe, welches das einsame Schreiten verlangt, fiel von ihr ab. Sie wurde ein Kind, das nach der Mutter schützendem Arm Verlangen trägt.

„Nun kannst Du reisen," sagte sie mit hellen Augen, als spräche sie mit der fernen Mutter, „und wirst ganz gesund werden, paß auf." Dann schrak sie zusammen und wurde rot.

„Meine Mutter ist leicht gelähmt," sagte sie gleichsam zu ihrer Entschuldigung. „Aber der Arzt meint, daß sie gesund würde, wenn sie die richtige Pflege erhielte. Und nun kann ich ihr diese Pflege angedeihen lassen."

Nachher schämte sie sich sofort, daß sie ihm dies gesagt hatte. Sie packte ihr Malzeug zusammen und wollte gehen. „Die Kleinigkeit, die noch fehlt, vollende ich morgen, heute zittern mir die Hände zu sehr."



Ein Ehrenmann.

„Angeklagter, Sie sind zu zwei Monaten Gefängnis, 150 Mark Geldstrafe und dreijährigem Ehrverlust verurteilt. Wollen Sie sich dabei beruhigen?" — „Könnte ich die Geschichte nicht vielleicht mit lebenslänglichem Ehrverlust abmachen?"

Heinz Böhme wollte eigentlich antworten, daß es ihm ebenso ginge; aber er besann sich und sagte etwas ganz anderes.

„Wollen Sie vorher mein Bild sehen? Ich bin eigentlich so gut wie fertig. Es kommt in die Ausstellung und . . . dann . . . in mein Heim!"

Nun wartete sie, bis er den dunklen Schleier, der über der Malerei hing, gelöst haben würde und zwang sich zu einer ruhigen Beurteilung.

„So," sagte er endlich, „und nun machen Sie es gnädig mit mir."

Sie hob die Augen, stieß einen Schrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht.

Das waren nicht die tollen Jagdgenossen eines tolleren Herrn — das war sie selbst! Mit dem lichten Gold der Sonne in den rötlichen Haaren, mit dem Feuer des Schaffens in den Augen. Sie . . .

Sie schluchzte auf und stolperte, als wenn aus ihren Füßen die Kraft ginge. Da war er neben ihr und stützte sie.

— — Als der greise Aufseher ein wenig später mit bedächtigen Schritten durch den Saal ging und die beiden so sah, dachte er triumphierend:

„In der Kunst der Liebe gleicht sich die alte und die neue Schule doch aufs Haar."

Und die Sonne flehte dazu mit goldenem Munde:

„Möchte diese alte Kunst doch niemals aus den Herzen der Menschen weichen." —

Unsere Bilder.

Der Besitzer der Rokoko-Barbierstube in dem Gemälde „Der Barbier" von M. Leloir ist ein würdiger alter Herr und ein angesehener Meister seines Faches, der auf Reputation etwas hält. In den ersten Morgenstunden, ehe die Kundschaft die Barbierstube — heute würde man wahrscheinlich Barbiersalon sagen — bevölkert, muß alles in Ordnung gebracht und zum Empfang der Gäste vorbereitet werde. Das Auge des Meisters selbst wacht darüber, daß die Rasiermesser geschärft, Kämme und Bürsten gereinigt werden und jeder Gegenstand an seinen richtigen Platz kommt. Und dann beginnt die eigene Toilette des Meisters, denn er muß seinen Kunden mit einem guten Beispiel vorangehen. Während der Gehilfe, ein tüchtiger brauchbarer Mensch, dessen Arbeit der Meister zu schätzen weiß, die Perücke instand setzt, seift ihm das hübsche Töchterlein die rauhe Wange. Von dem was sich unterdessen hinter seinem Rücken abspielt, scheint er nichts zu bemerken, oder vielleicht will er auch nichts sehen, denn der junge Mann versteht sein Fach und schließlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo er sein Geschäft einmal in jüngere Hände abgeben muß. — Das Gemälde „Christliche Römerin im Gebet" von M. Nonnenbruch bedarf keiner begleitenden Worte.

Gedankensplitter.

Wird es dem Spitzbuben schwerer, zu begreifen, wie man ein ehrlicher Mann sein könne, oder dem ehrlichen Manne schwerer, wie man ein Spitzbube sein könne?

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.

Hürtgen
bei Düren Eifel

Hotel-Restaurant Wilh. Bergsch
hält sich Touristen und Sommerfrischlern
angelegentlichst empfohlen.
Ausgedehnte Waldungen — Katholischer Gottesdienst — Post — Telephon
Arzt im Orte — Mäßige Pensionspreise — Wagen auf Bestellung.